

Von der Autorin sind bereits im Knauer Taschenbuch erschienen:

Als wir unsterblich waren
Als der Himmel uns gehörte
Weil sie das Leben liebten
Bis wieder ein Tag erwacht
Wenn wir wieder leben
Wir sehen uns unter den Linden

Im Droemer Hardcover ist erschienen:

Die Königin von Berlin

Über die Autorin:

Charlotte Roth, Jahrgang 1965, ist gebürtige Berlinerin, Literaturwissenschaftlerin und seit zehn Jahren freiberuflich als Autorin tätig. Charlotte Roth hat Globetrotter-Blut und zieht mit Mann und Kindern durch Europa. Sie lebt heute in London, liebt aber Berlin über alles.

Ihr Debüt, »Als wir unsterblich waren«, war ein Bestseller, dem seitdem zahlreiche weitere Romane über Frauenschicksale vor dem Hintergrund der deutschen und europäischen Geschichte folgten.

CHARLOTTE
ROTH

GRANDHOTEL
ODESSA

DIE STADT IM HIMMEL

ROMAN

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe Dezember 2020

Droemer Taschenbuch

© 2020 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Ein Projekt der AVA International

Autoren- und Verlagsagentur

www.ava-international.de

Die Zitate stammen aus: Vladimir Jabotinski. Die Fünf. Roman.

Aus dem Russ. übers. von Ganna-Maria Braungardt.

Die Lyrik wurde übertr. von Jekatherina Lebedewa

© AB – Die Andere Bibliothek GmbH & Co. KG, Berlin 2012

(erschieden als Band 336 der Anderen Bibliothek)

Redaktion: Silvia Kuttny-Walser

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Collage unter Verwendung von Motiven

von Richard Jenkins Photography und shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30802-8

2 4 5 3 1

*Für Maren,
immer vermisst.*

Und für Taika Waititi.

Tausend Dank für all die Geschichten.

EIN PAAR WEGWEISER, UM SICH IN DER SCHÖNEN, FERNEN STADT NICHT ZU VERLAUFEN

Die in meinem Roman erwähnte Konditorei und Confiserie *Seibman* hat, wie zahlreiche andere erwähnte Lokale, Hotels, Vergnügungsstätten und Geschäfte in Odessa, tatsächlich existiert. Sie wurde von einer deutschen Familie geführt, bot deutsche Gebäckspezialitäten und Süßigkeiten an und erfreute sich großer Beliebtheit. Zu trauriger Berühmtheit brachte es *Seibman*, als im Jahr 1905 ein anarchistischer Bombenanschlag auf das Kaffeehaus verübt wurde.

Seibman erholte sich jedoch und verkaufte bald wieder Süßes auf Odessas Flaniermeile. Das Gebäude, in dem die Familie ihr Geschäft betrieb, steht noch heute.

Nur hießen Geschäft und Familie nicht *Seibman*, sondern *Libman*.

Den Namen habe ich geändert, um allzu große Ähnlichkeit mit dem Familiennamen meiner Hauptdarsteller zu vermeiden, und bitte dafür um Verständnis.

Nach längerer Überlegung habe ich mich entschieden, auf den bis zur Russischen Revolution noch bestehenden Unterschied zwischen dem julianischen und dem gregorianischen Kalender in meinem Roman nicht einzugehen. Die kalendarische Frage hat auf meine Geschichte keinen Einfluss, also erzähle ich sie, als würde es diesen Unterschied nicht geben, um Leser nicht unnötig zu verwirren. Dabei fand ich als Kind diesen Unterschied ziemlich schick ... Mein Großvater, der mit dem julianischen Kalender aufgewachsen war, hatte beim Umzug nach Deutschland sein Ge-

burtsdatum angleichen lassen, seine Zwillingsschwester hingegen nicht. Und ich erzählte jahrelang stolz unter meinen Freunden herum, dass es auch Zwillinge gibt, bei denen einer im Mai geboren ist und einer im Juni ...

Das weltberühmte Zitat des britischen Außenministers Edward Grey am Vorabend des Ersten Weltkriegs ist erst im Nachhinein – in den 1950er-Jahren durch die Publikation seiner Memoiren – der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Ich habe mir dennoch erlaubt, es zu verwenden, weil es mir als Prophezeiung dessen, was geschehen sollte, ohne Vergleich scheint.

Teilen meines Romans habe ich Zitate von Vladimir Jabotinsky vorangestellt, weil beide in Odessa geboren sind und getan haben, was ich – auf meine bescheidene Weise – auch gern tun wollte: eine Welt besingen, die es nicht mehr gibt.

»Ich bin ein Sohn der Zeit, in der wir alles hatten.
Elend und Glanz, ich kenne Schmutz und Licht.
Ihr Sohn bin ich und lieb auch ihre Schatten.
Ihr ganzes Gift lieb ich.«

Vladimir Jabotinsky: Die Fünf

»Damals war Odessa noch eine Königin. Dann wurde der Wald
lichter und lichter, aber ich möchte, dass es so ist wie in meiner
Kindheit. Ein Wald, und von allen Seiten die Rufe von Matrosen,
Bootsführern, Schauerleuten, und wenn ich näher dran wäre,
würde ich das schönste Lied der Menschheit hören: hundert
Sprachen.«

Vladimir Jabotinsky: Die Fünf

1893

ODESSA

REZEPTION

Das Kind wusste, dass hinter ihm das Meer lag und dass das Meer kein Ende hatte. Der Himmel hatte auch kein Ende und erhob sich über ihm. Beides verband die Treppe, an deren Fuß sie standen und die der Vater Himmelsleiter nannte. Vor den Augen des Kindes aber hatte die Treppe so wenig ein Ende wie der Himmel und das Meer.

Das Kind hieß Oda. Seit das andere Kind zu Besuch war, nannten es alle *Oda Odessa*, lachten darüber und klatschten dabei in die Hände. Oda Odessa trug einen himmelblauen Mantel, fand aber, dass Himmelblau eine scheußliche Farbe war. Als die Mutter ihr an diesem Morgen den neuen Mantel hatte anziehen wollen, hatte sie sich losgerissen, war zu Katjuša in die Küche geflüchtet und hatte sich an deren weichen Leib mit der Schürze, die nach *Pyroschky*-Teig duftete, festgehalten.

»Ich kann dir doch nicht helfen, *Zainka*, mein armes schwarzes Häschen.« Katjuša hatte sich auch an Oda festgehalten und war mit ihr von einem Bein aufs andere geschaukelt wie eins der bauchigen, großen Schiffe, die in der Bucht vor der Stadt lagen. »Wenn deine Mutter kommt, dann wird sie schimpfen.«

Die Mutter kam nicht, aber der Vater. Er hatte Oda gefunden und von Katjuša losgerissen. »Du hast deine Arbeit zu tun«, hatte er Katjuša angewiesen, »Fräulein Oda muss gehorchen lernen, es tut ihr nicht gut, wenn du sie verziehst.«

Zu Oda hatte er gesagt: »Zieh den Mantel an, benimm dich nicht albern. Warum freust du dich denn nicht, dass du einen neuen Mantel bekommst, so wie Belle?«

Belle hieß das andere Kind. Seit sie da war, nannten alle sie *Belle Berlin*, lachten darüber, klatschten dabei in die Hände und

küssten sie auf den blonden Schopf. Jetzt standen beide Kinder nebeneinander am Fuß der endlosen Treppe zwischen Meer und Himmel, wie der Vater sie hingestellt hatte. »Belle Berlin und Oda Odessa.« Er lachte, ohne zu klatschen. Oda hasste das Kind, das Belle hieß und in seinem himmelblauen Mantel allerliebste aussah.

»Nehmt euch an den Händen«, sagte der Vater.

Belle streckte schüchtern, vielleicht sogar ängstlich ihre Hand nach Oda aus.

Oda behielt ihre Hand bei sich und verschränkte die Arme, so dass Belle nicht drankam. Sie erwartete, einen Klaps zu bekommen und am Arm gezerrt zu werden, bis Belle ihre Hand doch noch fassen konnte, aber nichts dergleichen geschah.

Stattdessen wies der Vater nach oben, dorthin, wo sich die endlose Treppe im Blau des Himmels verlor. »Ihr zwei steigt jetzt zusammen die Treppe hinauf«, sagte er. »Ihr seid Wahlschwestern. Wenn ihr euch fest an den Händen haltet, schafft ihr es bis ganz nach oben in den Himmel, oder wohin auch immer ihr sonst wollt.«

Die anderen, die darum herumstanden, lachten. Odas Mutter, die sonst nie lachte, Belles Mutter, die mit ihrer bleichen Haut und den blassblonden Haaren wie eine Porzellanpuppe aussah, Belles Bruder, der einen Kopf größer und ein lästiger Flegel war, die schöne Tante Tessa und ein Kreis von erlesenen Gästen aus dem Hotel.

Das war das Schlimmste. Was der Flegel und die Puppe dachten, war Oda egal, Tante Tessa verachtete sie ohnehin, und ihre Mutter zählte nicht, doch vor den Gästen wollte sie sich nicht blamieren. Vor dem Vater auch nicht. Entschlossen trat sie vor und setzte an, die erste Stufe zu erklimmen. Ihr Herz hämmerte wie eine Faust an eine verschlossene Tür. Die Stufe war viel zu hoch für ihre kurzen Beine. Zu ihrem Entsetzen wäre sie um ein Haar hintenübergekippt, bis sie den Fuß doch noch aufsetzte und ihr Gewicht hinterherschwang.

Sie blickte nicht auf. Starrte stur auf den Sandstein zu ihren Füßen. Die Treppe kannte jeder in Odessa. Von oben sah sie aus, als hätte sie gar keine Stufen und als könne man einfach hinuntergleiten wie im Winter auf der Rodelbahn. Von unten aber reihte sich Stufe an Stufe, ohne Ende. Es konnte unmöglich dieselbe Treppe sein. Odas Vater hatte sie getäuscht. Er hatte sie eine Treppe hinaufgeschickt, die ins Nirgendwo führte, um sie loszuwerden, weil sie ein struppiges, störrisches Kind war, das niemand mochte.

»Weiter, weiter«, hallte die Stimme des Vaters in ihrem Rücken. »Das wird euch beide verbinden. Fürs ganze Leben.«

Schweiß troff ihr in die Augenbrauen, die wie zwei schwarze Balken auf ihrer Stirn saßen. Für einen Kosaken angemessen, doch bei einem Mädchen unfein, hatte Belles blassblonde Mutter gesagt. Als nutzlos erwiesen sie sich obendrein: Die brennenden Tropfen rannen Oda in die Augen, und wer ihr Gesicht sah, musste glauben, dass sie weinte.

Aber es sah sie ja niemand. Sie war allein. Sie setzte den Fuß auf die nächste Stufe und spürte einen ziehenden Schmerz in den Waden. Ihre Beine waren zu kurz, aber Oda zwang sich einfach weiter.

Noch eine Stufe und noch eine. Keuchend stieg sie hinauf, bis ihre Brust so schmerzte wie die Waden und sie innehalten musste, um nach Luft zu ringen. Mit dem Atem kehrte die Hoffnung zurück: Ihr Vater konnte schließlich nicht wollen, dass sie im Nirgendwo verschwand. Er würde stolz auf sie sein, wenn sie es geschafft und den Himmel erreicht hatte. Oda, nicht Belle. Lang konnte die Treppe nicht mehr sein, sie war schließlich schon so weit gekommen. Zögernd riskierte sie einen Blick und erschrak wie niemals zuvor.

Die Treppe war überhaupt nicht kürzer geworden. Der Platz mit dem Denkmal, an dessen rechter Seite das Hotel stand, war nicht zu entdecken, und die endlosen Stufen führten wahrhaftig

ins Nirgendwo. Flüssigkeit strömte ihr aus den Augen, und sie fürchtete, gleich hier auf den Steinen umzufallen und sich nicht mehr aufrappeln zu können. Um keinen Preis hätte sie gewagt, sich umzudrehen und einen Blick in die Tiefe zu werfen.

Vielleicht war nicht nur der Platz mit dem Hotel verschwunden, sondern ebenso die Hafestraße, die die Treppe vom Meer getrennt hatte. Vielleicht gab es zwischen Himmel und Meer gar keine Welt mehr, nur noch Endlosigkeit.

Etwas berührte ihre Hand, stupste sie an wie eine Hundeschnauze. Belles Hand war so nass geschwitzt wie die ihre. Ohne es zu wollen, schlossen Odas Finger sich um Belles. Sie hielten sich fest. Begannen langsam, mühsam, Stufe für Stufe ihren weiteren Aufstieg. Von weit her drangen ihnen Stimmen und Gelächter entgegen. Oda und Belle sahen sich nicht an und sprachen auch nicht miteinander. Sie konzentrierten all ihre Kräfte aufs Atmen und aufs Gehen.

Dass die anderen – der Vater, die Puppe, der Flegel und der Rest – an ihnen vorbei hinaufgelaufen waren, hatten sie nicht bemerkt. Vielleicht war der ganze Haufen auch mit der Droschke durch den botanischen Garten kutschiert, denselben Weg, den sie vorhin gemeinsam hinuntergefahren waren. So oder so – sie standen lachend und mit ausgestreckten Armen am Absatz, als Oda und Belle das Ende der Treppe erreichten. Vor Erschöpfung zitternd und die verschwitzte Hand der anderen umklammernd, erklimmen die Kinder die letzte Stufe und brachen zweistimmig in Geheul aus. Hinter den lachenden Gestalten der Erwachsenen erstreckte sich der Platz mit dem Denkmal, und zur Rechten erhob sich das Hotel.

»Ach Gott, mein süßes Mädchen mit den Zauberaugen!«, rief Odas Vater und hob Belle hoch über seinen Kopf. »War es wirklich so schlimm? Aber dafür seid ihr jetzt echte Wahlschwestern, für immer verbunden, und du kommst jeden Sommer zu uns.«

Oda war im Grunde zu klein gewesen, um sich an all das zu erinnern, vielleicht drei oder vier Jahre alt, doch sie hatte nichts davon vergessen. Schon gar nicht, dass sie an jenem Tag beschlossen hatte, nie wieder Himmelblau zu tragen, dass sie danach nie mehr heulte und dass Belle Berlin fortan in jedem Sommer auf Besuch zu Oda Odessa kam.

1910

ODESSA

REZEPTION

W onach wir uns sehnen, ist immer Zeit.
 »Wenn du einen Menschen vermisst«, sagte Lidija Petrowna Bezborodko zu Oda, »vermisst du in Wahrheit nicht den hochnäsigen Rotzlöffel, der dir längst nicht mehr ins Ohr flüstert, dass du seine liebste und süßeste Maminka bist, und erst recht nicht die Handvoll vermoderter Knochen, die etliche Werschock tief unter der Erde liegen. Du vermisst die Seligkeit, die du mit einem Menschen, den es nicht mehr gibt, erlebt hast, und das schlanke Zauberwesen im Spiegel, das du selbst einmal gewesen bist.«

Sie seufzte kehlig, lehnte sich in ihrem Sessel zurück und zog an der dünnen, schwarzen Zigarette. Der Sessel stammte aus Paris, war mit rot gemustertem Atlasbrokat bezogen und ein Einzelstück. Die meisten Einrichtungsgegenstände im Raum waren Einzelstücke. Odas Vater hatte sich bei der Ausstattung der Royal Suite nicht lumpen lassen, und Lidija Petrowna hatte sich mit erlesenstem Geschmack noch dieses und jenes dazu auserbeten, ohne das eine Frau ihres Standes keinesfalls ihr Leben fristen konnte. Ihre Zigaretten hingegen ließ sie sich von einem der Liftboys in Odessas Unterleib, der Moldawanka, besorgen und stopfte das Kraut zu zwanzig Kopeken, das Gauner, Gaukler, Krämer und Langfinger rauchten, in ihre Zigaretten spitze aus Elfenbein. Andere schmeckten ihr nicht. Sie wolle rauchen, keine Veilchendrops lutschen, hatte sie erklärt, als Oda sie danach fragte.

Ihrer Stimme war die Tabakleidenschaft bereits anzuhören. Sie klang wie ein düsteres Echo, das durch Odessas Katakomben hallte.

Frauen, die rauchten, waren Oda natürlich schon früher begegnet. In einem Hotel mit Gästen aus aller Welt sah man manches, das anderswo als Kuriosität galt. Nur waren die Frauen für gewöhnlich keine russischen Fürstinnen, und sie rauchten auch keinen Tabak, der wie ein Fabrikschornstein qualmte.

»*Mais ma belle demoiselle*, um so etwas zu begreifen, sind Sie ja noch viel zu jung«, wechselte die Fürstin aus dem Russischen ins Französische und vom Du zum Sie. »In Ihrem zarten Alter ...«

»In meinem zarten Alter sehnt man sich durchaus auch!«, fuhr Oda ihr beherzt in die Rede. Dass sie sich so etwas bei den Gästen herausnahm, hätte ihr Vater nicht gutgeheißen. Andererseits war jedoch auch ihrem Vater klar, dass Oda sich bei den Gästen würde durchsetzen müssen und dass sie das nicht auf seine, sondern nur auf ihre eigene Weise tun konnte. Oda liebte das Hotel, sie liebte es gewiss nicht weniger als er selbst, aber die Gäste waren für sie nichts als Mittel zum Zweck. Auch ein Zuckerfabrikant konnte schließlich seine Raffinerie lieben, ohne sich daheim, am privaten Teetisch, viel aus Zucker zu machen.

Mit Lidija Petrowna verhielt es sich allerdings anders. Zum Ersten war die Fürstin kein gewöhnlicher Gast, der bestenfalls einen Monat lang blieb, sondern gehörte sozusagen zum Image des Hotels. Zum Zweiten bekam wenig dem Ruf eines Hotels so gut wie eine Fürstin, die darin logierte, und zum Dritten fühlte sich Oda in Lidija Petrownas Gesellschaft merkwürdig wohl. Vertraut fühlte sie sich, nicht aus der Art geschlagen, nicht so, als müsse sie die meisten ihrer Gedanken für sich behalten, damit ihr Gegenüber nicht vor Entsetzen aufkreischte. Die Gedanken der Fürstin, die vor revolutionären Unruhen von ihrem Gut bei Sankt Petersburg geflohen war, um in Odessa Erholung zu finden, schienen mitunter nicht weniger skandalös als ihre eigenen.

Oda konnte natürlich nicht wissen, ob die Fürstin ihr gegenüber genauso empfand. Sie war ja keine Adlige, wie Belle ihr nicht

oft genug ins Gedächtnis rufen konnte, sondern lediglich eine Hotelierbin, wenngleich Oda das eine nicht gegen das andere hätte tauschen wollen. Sie war außerdem erst zwanzig – genau seit heute war sie zwanzig –, während die verschrobene Weisheit, die die Fürstin von sich gab, zweifellos einem weit höheren Lebensalter entstammte.

Wie alt Lidija Petrowna tatsächlich war, ließ sich unmöglich schätzen. Sie trug ihr Haar, das Ähnlichkeit mit einem Mopp in undefinierbarer Farbe hatte, mit einem um die Stirn geschlungenen Seidentuch in die Höhe gebunden, schminkte ihr Gesicht, als wollte sie im Stadttheater als Bajazzo auftreten, und bewegte ihre Leibesfülle langsam und selten. Letzteres war allerdings nicht ihrem Alter, sondern ihrem Stand geschuldet. »Wenn du einem Haushalt wie dem meinen auf Gut Flenowo in Pargolovo vorgestanden hast, vermeidest du Bewegung, wo du nur kannst«, hatte sie Oda erklärt. »Die Dienstmädchen könnten andernfalls auf den Gedanken kommen, man dürfe dir zumuten, etwas selbst zu tun.«

Oda betrachtete sie. Älter als ihr Vater, der noch immer zu den schönsten Männern von Odessa zählte, erschien sie mit ihrem zerknitterten Gesicht und den dick ummalten Augen auf jeden Fall. Andererseits wirkte sie deutlich jünger und vitaler als Odas zimmerliche, krumm dahinschleichende Mutter, die dabei nur ein Jahr älter als der Vater war.

Mit dem Alter also war das so eine Sache. Wer wie aussah, wie dachte und fühlte, ließ sich so einfach nicht daran festmachen. Ihr Protest war berechtigt, fand Oda. Lidija Petrowna mochte im Vergleich mit ihr selbst steinalt sein, doch das bedeutete nicht, dass die Fürstin von Sehnsucht mehr verstand als sie.

Niemand verstand von Sehnsucht mehr als Oda Liebenthal.

Ich bin die Sehnsucht auf zwei Beinen, dachte sie. Auch wenn das niemand vermutet und Cesar Seibman behauptet, ich wäre

kalt wie eine Hundeschнауze. Es weiß ja keiner, wie es hinter der kalten Schnauze im Hund vielleicht brodeln, und ich habe mich schon gesehnt, solange ich denken kann.

Nach Belle, von der ich schon glaubte, sie wäre ein Geschöpf ohne Makel, als ich sie nur aus Schwärmereien kannte.

Nach meinem Vater, der mir unerreichbar schien, selbst wenn er keinen Schritt weit von mir entfernt stand.

Zuletzt nach Karol und nach ihm so heftig wie nach niemandem und nichts zuvor.

Heute Nacht würde die Sehnsucht nach Karol sich erfüllen, und sobald Oda diesen Gedanken nur streifte, musste sie sich die Hand aufs Herz legen. Heute Nacht würde sie Karol so nahekommen, dass sie sich nicht mehr nach ihm zu sehnen brauchte. Und sie würde ihn bei sich behalten. Für immer. Er und sie würden eine Einheit sein, wie zusammengeschmiedet, so eng, dass keine Sehnsucht zwischen sie passte.

Gewiss aber würde sie nie vergessen, wie die Sehnsucht in ihr gewütet hatte, einerlei, wie viele Lebensjahre ihnen beiden miteinander geschenkt würden.

»In meinem Alter sehnt man sich durchaus auch«, wiederholte sie also, um ihrem Standpunkt Gewicht zu geben.

Die Fürstin legte die Zigarette samt Spitze auf dem Aschenbecher ab und griff nach einem Würfel grünlichen türkischen Honigs. Den ließ sie sich auch von den Liftboys mitbringen, denn der aus Seibmans Konditorei, der im Hotel serviert wurde, schmeckte ihrem Urteil zufolge nach Seife. »Das habe ich ja nicht bestritten«, sagte sie, ehe sie sich das klebrige Konfekt in den Mund schob. »Wir Alten sehnen uns nach einer Zeit, die es nicht mehr gibt, und ihr Jungen nach einer, die es niemals geben wird. *Mais ma belle demoiselle*, das wollten Sie ja nun so gar nicht von mir hören, habe ich recht?«

Warum Lidija Petrowna sie auf Russisch duzte, im Französi-

schen aber zum förmlichen Sie wechselte, wusste Oda nicht, und sie hütete sich, zu fragen. Am Ende hatte es mit irgendeiner Eigenheit des Französischen zu tun, die ihr, die sich mit der Sprache der eleganten Welt schwertat, entgangen war, und sie stand als törichte Trine da. Für kalt und hundeschnäuzig mochte sie halten, wer wollte, doch sie hatte schier panische Angst davor, als ungebildet, dumm oder gar provinziell zu gelten.

»Nein, das wollte ich nicht von Ihnen hören«, bekannte sie grammatikalisch korrekt und wusste schon kaum noch, worum es eigentlich ging. Offiziell war sie in die Royal Suite hinaufgefahren, um fürsorglich nachzufragen, ob es dem vornehmsten Gast des Hotels für den bevorstehenden Ball an nichts fehle, ob eins der Zimmermädchen als Zofe geschickt werden solle oder etwas aufgebügelt werden müsse. Inoffiziell war sie hier, um Lidija Petrowna um einen Gefallen zu bitten, den außer ihr niemand für sie erledigen konnte.

Sie hatte Belle darum gebeten, hatte fest damit gerechnet, dass diese ihr eine so dringende Bitte nicht abschlagen würde. Das Gefühl, auf viel zu schwachen Beinen in den Himmel steigen zu müssen, vergaß man nicht, und die Verbindung, die aus den verschlungenen, schwitzigen Kinderhänden erwachsen war, hatte etwas ebenso Unzerstörbares wie Odas Entschluss, nie wieder Himmelblau zu tragen.

Natürlich hatte ihr Vater dieselbe Idee ein zweites Mal gehabt, hatte geplant, seine unansehnliche Tochter noch einmal in diese Farbe zu hüllen wie seinen zauberäugigen Liebling, aber diesmal hatte er die Rechnung ohne Oda gemacht. Nicht einmal für ihn, den sie vor Karols Ankunft in ihrem Leben am meisten geliebt hatte, würde sie sich einer solchen Blamage ein zweites Mal aussetzen. Schon gar nicht vor Karols Augen. Sobald die zwei haargenau gleichen Ballkleider aus himmelblauer Duchesse, die ihr Vater bestellt hatte, eingetroffen waren, hatte Oda sich ihres ge-

schnappt und stillschweigend für Abhilfe gesorgt. Es reichte schon aus, dass sie den Ball zu ihrem Geburtstag teilen musste, weil die Eltern der armen Belle sich doch einen eigenen nicht leisten konnten und die arme Belle doch ohnehin auf so vieles zu verzichten hatte. Die arme Belle würde sich damit abfinden müssen, dass Oda an diesem Abend nicht in ihrem Schatten stand.

»Was ist das eigentlich mit dir und Belle?«, hatte Bodo, Belles Bruder, sie einmal gefragt. »Manchmal kommt es mir vor, als ob ihr aneinander hängt wie zwei Kletten, und dann wieder, als ob ihr euch am liebsten die Augen auskratzen würdet wie zwei Katzen.«

»Wir sind Wahlschwestern«, hatte Oda nur erwidert. Das sagte alles, auch wenn Blödsinn-Bodo, der als Halbwüchsiger noch mit seiner Modelleisenbahn spielte und den ohnehin niemand ernst nahm, sich verständnislos am Kopf kratzte. Man ließ keine Hand los, die einmal auf dem Weg in den Himmel oder ins Nirgendwo der einzige Halt gewesen war. Eben deshalb war Oda überzeugt gewesen, dass Belle sich ohne Wenn und Aber bereitfinden würde, ihr den winzigen Gefallen zu tun, an dem ihr Lebensglück hing.

Sie selbst hatte schon unzählige abstruse und nicht selten peinliche Dinge getan, weil Belle sie mit flehendem Augenaufschlag darum gebeten hatte. Sie hatte unzählige öde Gesellschaften besucht, weil sich dort irgendein rachitisch wirkender Jüngling herumtrieb, den sich Belle vorübergehend zum Helden ihrer Träume auserkoren hatte. Sie war an einem Regentag in offener Droschke von Pontius nach Pilatus gezockelt, um Belles Flirt mit einem pockennarbigem Polen als Alibi zu dienen, und hatte einmal einem eher windigen georgischen Journalisten Belles Abschiedsbrief auf den Bahnhof nachgetragen, weil diese ihr versicherte, der um gut zwanzig Jahre Ältere sei der Mann ihres Lebens.

Kaum hatte der Mann ihres Lebens die Stadt jedoch verlassen,

tröstete Belle sich mit einem Offizierskameraden ihres Bruders, der in Odessa Verwandte besuchte und tanzte wie ein zumindest mittelprächtiger Gott. Oda hatte auch diesem wieder Nachrichten übermittelt, ihn durch Hintertüren eingeschleust und ihn am Ende, während Belle mit seinem Nachfolger im *Café Fanconi* Tee trank, mit Ausreden getröstet. Somit hatte sie allen Grund gehabt, sicher zu sein: Nachdem sie für die Wahlschwester bei allen erdenklichen Amouren in die Bresche gesprungen war, würde diese ja wohl das eine Mal springen, wo es für Oda um den einen und Einzigen ging.

Sie hatte sich getäuscht.

Statt mit fliegenden Fahnen zuzustimmen, hatte Belle ihre Händchen, die seit jener Besteigung der Treppe kaum gewachsen zu sein schienen, über dem blond gelockten Köpfchen zusammengeschlagen und ausgerufen: »Um Gottes willen, Oda! So lieb ich dich habe, aber das geht auf gar keinen Fall!«

»Was soll das heißen, es geht auf gar keinen Fall?«

»Ich bringe es nicht fertig, Liebes. Ich kann nicht Onkel Philipp und Tante Lene belügen, die immer so nett zu mir gewesen sind.«

»Und was ist mit mir?«, hatte Oda sie angefaucht. »Bin ich vielleicht nicht nett zu dir?«

»Doch, natürlich«, hatte Belle rasch beteuert, obwohl Nettigkeit nicht gerade zu Odas herausragendsten Tugenden zählte, wie sie selbst wusste. »Aber auch um deinetwillen bringe ich es nicht fertig. Es wird einen Skandal geben, Liebes, wer weiß, ob Onkel Philipp dir jemals verzeiht, vor allem nach dem, was mit deiner Tante Tessa passiert ist.«

»Ich habe keine Tante Tessa«, sagte Oda, denn die entlaufene Schwester ihres Vaters wurde grundsätzlich nicht erwähnt. »Und du nenn mich nicht Liebes. Das ist affig. Erst recht, wenn du mich verrätst.«

»Ich verrate dich doch nicht!«, hatte Belle mit spitzem Stimmchen ausgerufen, aber Oda war schon aufgestanden und hatte es dabei belassen. Mit Belle konnte man einfach nicht reden. Höchstens Händchen halten. Sie würde einen anderen Weg finden müssen, denn was sie sich in dieser Nacht zu eigen machen wollte, würde sie sich von niemandem nehmen lassen.

»Na, nun mal raus mit die Sprache, Kindchen«, sagte Lidija Petrowna plötzlich auf Deutsch, wobei das R brausend rollte und die Grammatik ein wenig holperte wie eine antiquierte Stadtbahn. Sie hatte deutsches Blut. Odas Vater behauptete, unter dem russischen Adel gebe es niemanden, der kein deutsches Blut hatte. »Erzähl mir von die Sehnsucht, du willst es doch so gerne, das sehe ich dir an. Eine junge Mann, ja? Eine schöne Herrchen, dem diese Sehnsucht gilt?«

Oda nickte. Herumreden würde nicht zum Ziel führen. Wenn sie die Fürstin für ihre Pläne einspannen wollte, musste sie ihr vertrauen. Sie schluckte trocken. »Karol Albus«, sagte sie.

Durch die Spirale beißenden Qualms, die sich von der Zigarette in die Höhe ringelte, blitzten Lidija Petrownas blutrot geschminkte Lippen. »Oh, là, là! Ich wusste es ja immer: *Ma belle demoiselle* hat einen exquisiten Geschmack.«

Vielleicht mochte Oda die Fürstin ja deshalb: Weil die ihr etwas zutraute und sie *mein schönes Fräulein* nannte. Kein anderer nannte sie schön. Nicht einmal Blödsinn-Bodo, der ihr einmal so gut wie einen Antrag gemacht hatte, oder Cesar Seibman, der verrückt nach ihr war.

»Genau wie ich, mein Täubchen. Genau wie ich.« Die Fürstin fuchtelte mit den Händen. »Und sage bloß, er wird kommen heute Abend?«

Oda nickte noch einmal. Karol war *primo ballerino* an Odessas prachtvollem, von Wiener Stararchitekten entworfenem Stadttheater und der Gott, dem die Stadt zu Füßen lag.

Ihn zu Odas Ball einzuladen, erhöhte Reiz und Wert der Veranstaltung – wie der eigens aus Frankreich importierte Jahrgangschampagner und der Beluga-Kaviar für die *Mlynzi* und Kanapees des Büfetts. Odas Vater scheute weder Kosten noch Mühen. Das bedeutete allerdings noch lange nicht, dass ein Balletttänzer ihm als Bewerber um die Hand seiner einzigen Tochter recht gewesen wäre. Philipp Liebenthal war ein Snob, was Oda nicht störte. Es galt lediglich, ihn davon zu überzeugen, dass Karol Albus sogar dem snobistischsten Anspruch gerecht wurde. Er war kein Schandfleck, den der Inhaber von Odessas *Grandhotel* hätte vertuschen müssen, sondern eine Medaille, die er sich an die Brust heften konnte.

Es gab etwas, das ihr Vater bis heute nicht begriffen hatte: Wenn jemand das Hotel, das er gegründet hatte, so sehr liebte wie er selbst, dann war es die Tochter, von der er so wenig hielt. Oda hätte vieles getan, um das Leben mit Karol zu führen, nach dem sie sich mit solcher Kraft sehnte. Aber sie hätte keinesfalls etwas getan, das die Zukunft des Hotels gefährdete. Ihr Plan bezog das Hotel mit ein, und so hatte sie es Karol auch erklärt: »Wenn ich das Hotel verliere, verliere ich mich selbst. Der Mann, der mich heiratet, muss wissen, dass er mich mit dem *Grandhotel Odessa* teilt.«

Karol hatte gelacht. »Die Frau, die mich heiratet, muss wissen, dass sie mich mit der Bühne teilt.«

Sein Lachen war so schön, dass es etwas in ihr zum Schwingen brachte. Ein kleines Pendel, von dem sie nicht gewusst hatte, dass sie es besaß. Oda wäre die Letzte gewesen, einen Mann zu heiraten, weil sie von seinem Lachen innerlich schwang. Aber bei Karol und ihr passte alles zusammen, und das Schwingen war wie eine Zugabe: Sie konnte ohne ihr Hotel nicht leben und er nicht ohne seinen Tanz. Sie würden einander die Freiheit lassen, die sie brauchten, und dennoch untrennbar sein.

»Ich wollte sie Karols wegen sprechen«, sagte sie zu Lidija Petrowna.

Die bot ihr das Silbertablett mit dem türkischen Honig an. »Das habe ich mir schon fast gedacht.«

»Karol und ich«, sagte Oda und lehnte das Konfekt mit einer Handbewegung ab, »wir lieben uns und wollen heiraten. Wenn er sich meinem Vater erklärt, wird mein Vater es mir verbieten. Schlimmstenfalls wird er mich sogar enterben, und das *Grandhotel* fällt an Anselm den Zweiten. Meinen Vetter. Den Sohn von Anselm dem Ersten.«

Der Sohn war vermutlich nicht viel mehr als ein unangenehmer Hanswurst. Der Vater hingegen war im Hotel und in seinem gesamten Dunstkreis derart berüchtigt, dass man unmöglich seit zehn Monaten hier wohnen konnte, ohne in die finstere Bewandtnis, die es mit ihm hatte, eingeweiht zu sein. Dementsprechend wiegte Lidija Petrowna den Kopf. »Das muss natürlich unter allen Umständen vermieden werden.«

»Deshalb haben wir beschlossen, zusammen zu fliehen«, erklärte Oda. »Mit dem Nachtzug hinüber nach Bessarabien, nach Ryschkanowka, wo Karol herstammt und einen Priester kennt, der nicht allzu genau auf die Papiere schauen wird, ehe er uns traut.«

»Einen Priester?«, fragte Lidija Petrowna. »Einen Katholiken?«

Oda nickte tapfer. »Wir haben keine Wahl. Wir werden mich als Katholikin ausgeben, die ihren Taufschein verloren hat. Ordentlich konvertieren kann ich dann später, wenn wir erst einmal Mann und Frau sind.«

»Ich verstehe.« Die Zähne der Fürstin mahlten. »Du bist eine mutige Mädchen, Oda Liebenthal. Setzt alles auf eine so gefährliche Karte wie die Liebe?«

»Es ist nicht, wie Sie glauben«, widersprach Oda. »Karol und ich haben alles bedacht. Wir werden uns trauen lassen und als

verheiratetes Paar zurückkehren. Bis dahin wird mein Vater Zeit gehabt haben, sich zu beruhigen und die Sache mit Besonnenheit abzuwägen. Was ist schon geschehen? Ein Schwiegersohn, den er nicht selbst gewählt hat, ist weit weniger belastend fürs Geschäft als ein Familienzwerfwürfnis, und dass ich mit Karol an der Seite in der Lage bin, das Hotel zu führen, werde ich ihm beweisen. Letzten Endes will er ja selbst nicht, dass Anselm der Zweite das *Odessa* in seine schmutzigen Finger bekommt, und wird froh sein, wenn sich der ganze Staub ohne viel Aufsehen wieder legt.«

»Donner und Doria«, bekundete die Fürstin. »Ich glaube, darauf brauche ich einen armenischen Brandy. Trinkst du einen mit mir?«

Oda erhob sich, ging zum Servierwagen vor dem Kamin und füllte für die Fürstin ein Glas fingerbreit mit der goldbraunen Spirituose, die in einer Kristallkaraffe immer vorrätig sein musste. »Für mich nicht«, wehrte sie ab. Sie hätte recht gern etwas getrunken, um ihre flatternden Nerven zu beruhigen, doch es war besser, einen klaren Kopf zu bewahren. Stattdessen warf sie einen raschen Blick aus dem Fenster. Die Suite befand sich in der Kuppel auf einem der beiden Wohntürme des Hotels, und zu ihren Füßen erstreckte sich Odessa, die glückliche Stadt.

Diese Aussicht beruhigte besser als Alkohol.

Lidija Petrowna nahm das Glas entgegen. »Es klingt tatsächlich so, als hättet ihr alles bedacht. Das habt ihr natürlich in Wahrheit nicht. Verliebte junge Leute tun das nie. Aber um zu sein ehrlich, ich habe mein Leben lang dem Abenteuer gehuldigt, nicht dem Pfad der Vernunft. Also – wenn ich alte Schleiereule euch zwei Turteltäubchen kann behilflich sein, dann sag mir, was ist zu tun.«

Oda atmete auf. Die erste Hürde schien genommen. »Es ist nur eine Kleinigkeit, um die ich Sie bitte«, begann sie. »Ich hatte

Karol versprochen, einen Treffpunkt für uns zu finden und etwas Reisekleidung sowie das nötigste Gepäck dorthin zu schaffen. Wir hatten vor, uns dort ungestört für die Reise zu rüsten, und den Treffpunkt wollte ich ihm durch die Patentochter meines Vaters übermitteln lassen. Sie sollte Karol einen Brief zum Faunebrunnen bringen, doch sie will mir nicht helfen. Wenn ich niemanden sonst finde, weiß ich nicht, wie ich Karol benachrichtigen soll.«

»Belle von Arndt?« Lidija Petrowna machte aus ihrer Neugier keinen Hehl. »Belle von Arndt weigert sich, dir zu helfen, obwohl sie in deinem Elternhaus wie eine Tochter behandelt wird? Um zu sein ehrlich, ich hätte erwartet, die Fräulein kommt einmal, um mir ihre Aufwartung zu machen. Ich denke, ich darf sagen, ich bin hier wichtigste Gast, und Fräulein Patentochter hält nicht für nötig, sich mir bekannt zu machen?«

Tatsächlich, Belle und die Fürstin waren einander noch nicht begegnet. Im Sommer war Belle nicht wie üblich in Odessa gewesen, um die Saison am Strand zu genießen. Stattdessen war Oda dieses Mal nach Berlin gereist, wie sie es sonst im Winter tat, wenn Odessas buntes Treiben in Kälte erstarrte. Seit April, als die Fürstin angekommen war, war Belle jetzt zum ersten Mal hier.

In den vergangenen zwei Wochen hätte sie allerdings Zeit genug gehabt, Lidija Petrowna einen Besuch abzustatten. Zwar hatten sie einiges unternommen, waren zum Tee im *Fanconi* und bei *Seibman* gewesen, hatten verschiedene Bekannte besucht und als Höhepunkt Karol in Massenets neuer Oper *Ariane* bewundert, aber Gelegenheiten, bei der Fürstin vorzusprechen, hätte es dennoch in Hülle und Fülle gegeben. Belle war träge, lag oft bis zum Mittag im Bett und verträdelte den Tag. Sie mochte von Adel sein, aber sie war genau wie ihr Bruder schlecht erzogen. Der Bruder riss fortwährend Witze, die nicht nur unziemlich, sondern vor al-

lem dämlich waren, und die Schwester wusste nicht, was sich gehörte.

»Ich Sorge dafür, dass sie Ihnen heute Abend vorgestellt wird«, versprach Oda.

»Nun mach dir mal darüber keine Gedanken, Täubchen«, sagte die Fürstin, ins Russische zurückfallend. »Ich werde nicht daran sterben, der Tochter von Gottfried und Sigrid von Arndt nicht begegnet zu sein.«

Diese Adligen kannten einander alle beim Namen, ob sie sich nun je begegnet waren oder nicht. Lidija Petrowna war ein wandernder Adelskalender. »Du bringst mir jetzt diesen Brief«, fuhr sie fort. »Und dann beeilst du dich, um dich für die paar Augenblicke, die du auf deinem Geburtstagsball verbringen wirst, in Schale zu werfen. Und mir schickst du die kleine Sonya, damit sie mir meine Ajourspitzen aufbügelt, ja? In meiner neuen Rolle will ich schließlich etwas hermachen.«

Sonya war eins der Küchenmädchen, ein Kind von dreizehn oder vierzehn Jahren, das die Kaltmamsell Katjuša ohne ehelichen Segen aufzog. Oda, die für Katjuša eine Art nostalgischer Dankbarkeit empfand, versprach, deren Tochter sofort zu schicken.

»Ich warte also am Faunenbrunnen auf den Liebsten und übergebe ihm die geheime Botschaft? Ach!« Die Fürstin klatschte in die Hände. »Das weckt doch die Lebensgeister, endlich wieder einmal am Geschehen beteiligt zu sein. Ich spiele den *Postillon d'Amour*. Habe ich sonst noch etwas zu tun? Oder ist mein Part beendet, sobald Romeo mit dem Brief entfleucht ist?«

»Das ist so gut wie alles«, beeilte sich Oda zu versichern. »Nur ... für den Fall, dass nach mir gefragt wird, wäre es natürlich von Nutzen, wenn Sie demjenigen erklären könnten, Sie hätten mit mir gesprochen ...«

»Aha. Und was sprachen wir?«

»Nichts Besonderes. Sagen Sie einfach, ich wäre wohlauf und würde nur ein wenig umherspazieren, um mir über manches klar zu werden.«

»Umherspazieren, um sich über manches klar zu werden«, wiederholte die Fürstin und blickte unverwandt zu Oda auf. »Wird gemacht, *ma belle demoiselle*. Ich werde die Gelegenheit ergreifen und den Herrn Bräutigam wissen lassen, dass er ein Glückspilz vor dem Herrn ist. Aber auch einer, der besser auf der Hut sein sollte, denn mit unserer Oda vom *Grandhotel* ist nicht gut Kir-schen essen, wenn man sie einmal gegen sich aufgebracht hat.«